

# Kapitel 1

*Wyoming, Juni 1885*

Es gab Zeiten, in denen sich Abigail Harding nichts mehr wünschte, als ein Einzelkind zu sein. Zeiten wie diese. Wenn Charlotte nicht gewesen wäre, säße sie jetzt nicht eingepfercht in dieser Postkutsche und würde ein Land durchqueren, das so karg war, dass nicht einmal Kojoten hier leben wollten. Zu allem Überfluss wurde sie dabei auch noch von einer Frau begleitet, die noch niemals gehört hatte, dass Schweigen Gold war.

„Is ’n ziemlich schöner Tag, stimmt’s?“

Abigail zuckte zusammen, als die Kutsche schwankte und sie zum gefühlten hundertsten Mal gegen die Seitenwand schleuderte. Obwohl Concord-Kutschen den Ruf genossen, die komfortabelsten zu sein, die jemals gebaut worden waren, konnte nichts eine holprige Straße ausgleichen. Fahrspuren, so war sie von ihrer gesprächigen Begleiterin informiert worden, waren allerdings immer noch besser als Matsch. Dieser könnte nämlich dazu führen, dass die Räder stecken blieben. Und dann wären die Passagiere gezwungen, auszusteigen und Bekanntschaft mit dem Dreck zu machen.

Abigail war dankbar für die kleinen Dinge des Lebens und nickte. „Der Himmel ist herrlich“, gab sie zu. Das war das einzig Positive, was sie über diese trostlose Landschaft sagen konnte. Sie würde sicher nicht behaupten, dass sie das Gebiet von Wyoming schön fände, weil das absolut nicht der Fall war. Aber sie wollte Mrs Dunn auch nur ungern beleidigen, auch wenn sie wünschte, die Frau würde endlich aufhören zu reden. Abigail war an Einsamkeit gewöhnt, und wenn sie nach den Geschichten urteilte, die die Witwe erzählt hatte, war diese ebenfalls damit vertraut. Das war wahrscheinlich auch der Grund, weshalb Mrs Dunn Abigail unter ihre Fittiche genommen hatte, als sie sie in Cheyenne auf die Postkutsche hatte warten sehen. Abigails Einwand, sie komme allein klar, schließlich habe sie ja auch schon ohne Begleitung den ganzen Weg aus Wesley,

Vermont, bis Cheyenne geschafft, hatte sie schlicht ignoriert. Es sei sehr unangebracht, so hatte Mrs Dunn behauptet, wenn Abigail ihre Reise ohne Begleitung fortsetze. Das gelte umso mehr, als einer der anderen Passagiere in der Postkutsche nach Deadwood ein alleinstehender Mann sei.

„Er is Soldat“, hatte ihre selbst ernannte Beschützerin gezischt, als ob Abigail nicht in der Lage sei, eine Uniform zu erkennen. „Das sollte eigentlich bedeuten, dass er ’n anständiger Kerl is, aber man kann nich vorsichtig genug sein.“

Nicht einmal der Anblick eines Ehepaares, welches Fahrscheine kaufte, reichte aus, um Mrs Dunn von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie hielt Abigails Arm fest umklammert.

„Das sind reiche Leute“, erklärte sie und zeigte auf den Berg eleganter Koffer, der die beiden begleitete. „Die wollen ganz bestimmt nichts mit uns zu tun haben.“

Und so fand sich Abigail auf der Rückbank neben einer Frau wieder, die Stunden damit zubrachte, die Kordeln ihres Pompadours, eines unförmigen Beutels, der ihr als Handtasche diente, auf- und wieder zuzuknoten. Währenddessen hatte es sich der Leutnant auf dem Vordersitz neben dem wohlhabenden Pärchen bequem gemacht. Mit einem Fuß stützte er sich an der leeren Bank ab, die die mittlere Sitzreihe des Innenraumes bildete. Seine Mütze hatte er tief ins Gesicht gezogen. Der Anstand wurde zweifelsohne gewahrt, denn er und Abigail waren durch die ganze Länge der Kutsche voneinander getrennt. Sie sprachen nur miteinander, wenn die Postkutsche anhielt und er Abigail und Mrs Dunn dabei half, die hohen Stufen hinabzusteigen.

Wie von Mrs Dunn vorhergesagt, war das Paar, das sich als Mr und Mrs Fitzgerald aus New York City vorgestellt hatte, eher schweigsam geblieben. Die beiden hatten sich lediglich darüber beklagt, rückwärts fahren zu müssen. Als Abigail ihnen ihren Platz und den noch freien Sitz zwischen ihr und Mrs Dunn angeboten hatte, hatte die Witwe protestiert.

„Sie können nich bei dem Herrn sitzen. Das macht man nich.“

Sie umklammerte Abigails Arm hartnäckig und hinderte sie dadurch, sich von ihrem Platz zu erheben. Die offensichtlich verärgerten Fitzgeralds beschränkten sich darauf, leise miteinander zu spre-

chen, und ignorierten Mrs Dunn völlig. Obwohl ihnen das nicht vorzuwerfen war, hatte es letztendlich dazu geführt, dass Abigail als einzige Gesprächspartnerin der übermäßig korrekten Witwe übrig geblieben war.

„Sie mögen also unser'n Himmel.“ Mrs Dunn nickte Abigail energisch zu. Ihre braunen Augen – eben noch tränennass, als sie über den Tod ihres geliebten Mannes gesprochen hatte und wie schwierig es gewesen sei, allein die Arbeit auf der Ranch weiterzuführen – strahlten wieder. Obwohl ihr Mann bereits seit über einem Jahr tot war, war Mrs Dunn noch immer tiefschwarz gekleidet und zutiefst davon überzeugt, dass sie niemals aufhören würde, ihn zu lieben. Ihr ausgesprochen unmodisches Kleid war von einer dicken Schicht grau-braunen Schmutzes bedeckt. Sogar in dem Schleier, der ihr Gesicht zur Hälfte bedeckte, hatte sich Staub verfangen. Beides war dem ständigen Wind geschuldet, der Schmutz aufwirbelte und ihn mit einer beinahe tornadoartigen Geschwindigkeit ostwärts trieb.

Obwohl sie sich nichts mehr wünschte, als die Unterhaltung zu beenden, zwangen ihre guten Manieren Abigail, artig zu erwidern: „Ich habe noch nie einen so klaren Himmel in einem so tiefen Blau gesehen.“

Das entsprach durchaus der Wahrheit. Ebenfalls der Wahrheit entsprach Abigails Erkenntnis, dass dieser Teil der Reise der bisher schlimmste war. Der Zug war einigermaßen bequem gewesen und Cheyenne hatte sich als weniger primitiv erwiesen, als sie befürchtet hatte – auch wenn die gesamte männliche Bevölkerung zu glauben schien, dass mindestens eine Waffe notwendiger Bestandteil einer angemessenen Garderobe sein musste. Doch jetzt befand sich Abigail unglücklicherweise im absoluten Nirgendwo und nichts, was Mrs Dunn bemerken könnte, würde etwas daran ändern. Es gab keine Anzeichen von Leben, es sei denn, man zählte das unansehnliche Gestrüpp mit, das die Hügellandschaft überall dort bedeckte, wo eigentlich Bäume hätten stehen sollen.

Zugegeben, dieses Gestrüpp war lebendig. Lebendig und bereit zum Angriff. Die Kakteen waren schon schlimm genug, aber die wirklichen Schurken waren die Yuccas. Warum hatte Gott eine Pflanze erschaffen, deren stachelige Blätter von Rändern, scharf wie

Rasierklingen, gesäumt waren? Sicher hatte er es nicht getan, um Löcher in den Rock einer nichtsahnenden Dame zu reißen. Mrs Dunn behauptete, dass die Yuccas im weiteren Verlauf dieses Monats mit wunderschönen weißen Blüten gesegnet werden würden. Wie dem auch sei: Abigail jedenfalls betrachtete ihre Existenz als Beweis dafür, dass dies kein Ort war, an dem zivilisierte Menschen leben sollten. Yuccas und unablässig heulender Wind gehörten nicht zu Abigails Vorstellung vom Paradies auf Erden.

„Ich geh mal davon aus, dass das Gebiet von Wyoming nich gerade heimatliche Gefühle bei Ihnen weckt.“

Hatte Mrs Dunn ihre Gedanken gelesen? Dieser Ort, der nun schon seit einem Jahr Charlottes Zuhause war, erschien ihr ausgesprochen ungastlich. Während sie aus dem Fenster blickte, verfinsterte sich Abigails Blick. So sehr sie sich auch bemühte, konnte sie sich einfach nicht vorstellen, dass sich ihre ältere Schwester in einer solchen Wildnis wohlfühlte. Elizabeth, ihre jüngere Schwester, würde vielleicht ein Abenteuer wittern, aber Charlotte bevorzugte elegante Kleider, Mahlzeiten, die auf feinem chinesischem Porzellan serviert wurden, und die Gesellschaft gut situierter Damen. Auch wenn sie Abigail versichert hatte, dass Fort Laramie sehr viel ansprechender sei, als man sich das von einem Fort der Armee vorstellen könne, war es immer noch von einer trostlosen Landschaft umgeben.

Vielleicht war das der Grund, weshalb Charlottes Briefe so gezwungen gewirkt hatten. Vielleicht war das der Grund, aus dem es Abigail unmöglich gewesen war, ihre Bedenken zu zerstreuen. Vielleicht war das der Grund, warum sie einen Zug bestiegen und ihr sorgfältig durchgeplantes Leben hinter sich gelassen hatte. Als sie aus Vermont abgereist war, war sie sich sicher gewesen, dass Gottes Wille sie hierhergeführt hatte. Jetzt gab es überhaupt nichts mehr, dessen sie sich sicher war.

Abigail zwang sich zu einem Lächeln und wandte sich wieder ihrer Reisegefährtin zu. Die Fitzgeralds, die wahrscheinlich genauso gelangweilt waren wie sie selbst, schienen eingeschlafen zu sein.

„Sie haben recht. Wyoming ist ganz anders als Vermont“, sagte sie und versuchte, ihre Seufzer zu unterdrücken, während sie an ihr Zuhause dachte. „Der größte Teil des Staates ist sehr grün. Daher

hat er sogar seinen Namen. Das Wort *Vermont* leitet sich von den französischen Worten für ‚grün‘ und ‚Berge‘ ab.“

Abigail biss sich auf die Zunge, als ihr der belehrende und schulmeisterliche Tonfall ihrer Worte bewusst wurde. Mrs Dunn wollte genauso wenig eine Lehrstunde in Etymologie absolvieren, wie Abigail hier sein wollte. Wäre ihre Sorge um Charlotte nicht gewesen, dann würde Abigail jetzt zu Hause die frische Luft genießen, während sie mit Woodrow Tennis spielte und Pläne für ihre gemeinsame Zukunft schmiedete. Stattdessen saß sie in einer heißen, stauartigen Postkutsche fest, gemeinsam mit Mrs Dunn, den Fitzgeralds und einem Soldaten, der vorgab zu schlafen.

Mrs Dunn musterte ihre Reisegefährten, bevor sie Abigail einen vielsagenden Blick zuwarf. „Ihre Schwester hat also ’nen Soldaten geheiratet.“ Abigail hatte dies verraten, als sie ihre Fahrkarte bis Fort Laramie gelöst hatte. Mrs Dunn reiste noch ein paar Meilen weiter, während die Fitzgeralds sogar das Ende der Strecke ansteuerten, die Goldgräberstadt Deadwood.

„Das is gut.“ Mrs Dunn nickte, wodurch einiges von ihrem großzügig aufgetragenen Gesichtspuder in die Tiefe rieselte. Mama wäre nicht damit einverstanden gewesen, wie Mrs Dunn ihr Gesicht bemalt hatte. Sie hatte immer behauptet, dass nur Schauspielerinnen und „gefallene Frauen“ das Bedürfnis verspürten, ihre gottgegebene Schönheit aufzupolieren. Allerdings hatte Mama auch die Sonne und den Wind von Wyoming nicht erlebt. Vielleicht waren Farbe und Puder die einzige Möglichkeit, um einen damenhaften Teint zu bewahren.

„Soldat is ’n anständiger Beruf“, verkündete Mrs Dunn. „Eine Frau könnte es schlechter treffen.“

Und sehr viel besser. Charlotte hätte auch einen Mann heiraten können, dessen Beruf etwas – irgendetwas – anderes beinhaltete, als andere Menschen zu töten. Abigail verkniff sich jedoch den entsprechenden Kommentar. Sie verspürte wirklich kein Bedürfnis, jetzt ein Streitgespräch zu beginnen. Stattdessen zwang sie ein Lächeln auf ihr Gesicht und ließ die ältere Dame mit ihrem Monolog fortfahren. Vielleicht würde sie irgendwann ermüden und von selbst damit aufhören. Obwohl Mrs Dunn nach Abigails Einschätzung erst Mitte vierzig war, bewegte sie sich wie eine sehr viel ältere

Frau. Dies kam daher, so hatte sie wortreich erläutert, dass sie in ein Erdhörnchenloch getreten war. „Hab mir den Knöchel gebrochen und der is nie wieder so richtig geworden. Werd wohl für den Rest meiner Tage humpeln müssen.“

Diese Erfahrung hatte auch nicht gerade dazu beigetragen, dass Abigails Abneigung gegen Wyoming gemindert wurde. Wind, Staub, Erdhörnchenlöcher. Jede Meile offenbarte einen weiteren unerfreulichen Aspekt von Charlottes neuer Heimat.

Mrs Dunn beugte sich zu ihr herüber und rätschelte Abigails Hand. „Würd mich nich überraschen, wenn Sie sich im Fort selbst einen Ehemann angeln. Soldaten sind ganz schön einsam und immer auf 'ne Frau aus. Sie müssen sich in Acht nehmen, denn das sind nich alle ehrenwerte Männer.“

„Ich suche nicht nach einem Ehemann.“ Selbst wenn sie mit Woodrow nicht so gut wie verlobt wäre, würde Abigail ganz bestimmt nicht in einem Fort der Armee nach einem Ehepartner suchen. Sie war nicht für das Leben einer Soldatenfrau gemacht. Ganz bestimmt nicht. Gott hatte sie vielleicht hierhergeschickt, aber es war nicht sein Plan, dass sie hierblieb. Davon war Abigail genauso felsenfest überzeugt wie von ihrer Annahme, dass im Leben ihrer Schwester irgendetwas ernsthaft schiefief.

Während sie erneut an den Bändern ihres Pompadours herumnestelte, schüttelte Mrs Dunn den Kopf. „Blödsinn. Jede Frau sucht nach einem eigenen Mann. Gucken Sie sich doch mal den Leutnant an.“

Abigail hatte genau das getan, als sie in die Postkutsche gestiegen war. Der Mann, der sich selbst als Leutnant Bowles vorgestellt hatte, war mindestens 15 cm größer als sie selbst mit ihren 1,68 m. Er hatte blonde Haare und Augen, deren Blau beinahe genauso tief war wie der Himmel von Wyoming. Seine Uniform glich der Kleidung, die Jeffrey bei seiner Hochzeit mit Charlotte getragen hatte: eine dunkelblaue, lang geschnittene Jacke mit sieben Messingknöpfen auf jeder Seite sowie eine leichte blaue Wollhose mit einem weißen Streifen, der die Zugehörigkeit zur Infanterie kennzeichnete. Während sich Jeffrey jedoch ein bisschen unwohl darin gefühlt hatte, trug dieser Mann seine Uniform wie eine zweite Haut.

Abigail hatte durchaus bemerkt, dass Leutnant Bowles' Uniform

seinen breiten Schultern und langen Beinen schmeichelten, aber was ihre Aufmerksamkeit immer wieder anzog, waren seine Lippen. Obwohl nicht voller als bei anderen Männern, waren sie erstaunlich ausdrucksvoll. Auch zuckten oder verzogen sie sich bei jedem der haarsträubenden Kommentare, die Mrs Dunn äußerte. Dabei blieb der Rest seines Gesichtes so unbeweglich, als würde Leutnant Bowles tatsächlich schlafen.

„Er wäre ein guter Ehemann für Sie“, beschloss Mrs Dunn.

Abigail warf einen Blick in Richtung ihres Mitreisenden. Obwohl es so aussah, als würde er gegen ein Lächeln ankämpfen, fand sie es nicht lustig, dass Mrs Dunn ständig Dinge verkündete, die jeder Grundlage entbehrten. Da war zum Beispiel die Art und Weise, in der sie versuchte, ihr ausgesprochen altmodisches Verständnis von Anstand durchzusetzen. Es wäre kein Problem gewesen, wenn Abigail auf dem gegenüberliegenden Platz gesessen hätte.

„Is ziemlich wahrscheinlich, dass er nich verheiratet ist. Man kann natürlich nie sicher sein. Er könnte irgendwo ein Mädchel haben. Ich denke, ich werd ihn mal fragen, wenn er aufwacht.“

Abigail seufzte. Der Leutnant hatte es richtig gemacht. Sie hätte ebenfalls vortäuschen sollen zu schlafen.



Ethan Bowles kämpfte mit aller Kraft dagegen an, dass sich seine Lippen zu einem Grinsen verzogen. Wenn die alte Schachtel wüsste, dass er wach war, würde er keine ruhige Minute mehr haben. Sie würde mit ihren neugierigen Fragen – die kaum weniger als ein Verhör waren – dann ihn löchern. Genau das hatte ihn von Anfang an dazu bewogen, den Schlafenden zu spielen. Und jetzt befasste sie sich ausführlich mit seinem Familienstand. Wenn sie wüsste, dass er ungebunden war, würde es noch wesentlich schlimmer werden. Ethan biss die Zähne zusammen. Warum hatten seine Mitmenschen immer das Bedürfnis, ihn verkuppeln zu wollen? Zuerst sein Großvater, dann so ziemlich jede verheiratete Frau, die er getroffen hatte. War ihnen denn nicht bewusst, dass manche Männer dazu bestimmt waren, Junggesellen zu bleiben? Und dass er ganz oben auf dieser Liste stand? Aber nein, sie schienen zu glauben, dass jeder

alleinstehende Mann nur auf der Suche nach dem Eheglück sei. Falsch, falsch, falsch.

Ethan verlagerte ein wenig sein Gewicht und wünschte, er könne seine Augen öffnen. Eine Reise verging schneller, wenn man die Umgebung genießen konnte. Und diese Reise eröffnete noch ganz andere Aussichten als die reizende Landschaft, durch die sie führte. Die junge Dame, die sich als Miss Harding vorgestellt hatte, war ausgesprochen hübsch, auch wenn die Kleidung, die sie trug, sehr unbequem sein musste. Der hochgeschlossene Kragen und die langen Ärmel waren vernünftig und zweckmäßig, ebenso die dunkelblaue Farbe – die Ähnlichkeit mit seiner Uniform hatte. Aber der Rock war völlig fehl am Platz. Sein Saum berührte beinahe den Boden, was bedeutete, dass er sämtlichen Staub der Prärie aufsammlerte. Und dann besaß er hinten auch noch diese überflüssige Beule. Ethans Freund Oliver, der behauptete, alles zu wissen, was es über Frauen zu wissen gäbe, hatte ihn darüber informiert, dass die Damen dieses Polster Turnüren nannten. Ethan nannte es lächerlich. Warum sollte sich eine Dame etwas umbinden, das beim Hinsetzen unweigerlich im Wege wäre? Das einzig Positive, was Ethan an Mrs Dunn bemerkt hatte, war die Tatsache, dass sie keine solchen Erschwernisse mit sich herumtrug. Ihr Kleid war vielleicht nicht modisch, aber es war praktischer als die, die Miss Harding und Mrs Fitzgerald trugen.

Wenn man von der albernen Bekleidung einmal absah, war Miss Harding durchaus einen zweiten Blick wert. Unterhalb des eleganten Hutes war ihr Haar zu einem dieser Knoten geschlungen, die anscheinend gerade Mode waren. Auch das konnte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Haar in einem hübschen Braunton schimmerte. Was Ethan am meisten faszinierte, waren ihre Augen. Wie ärgerlich, vortäuschen zu müssen, dass er schlief, denn er versuchte immer noch herauszufinden, welche Farbe sie hatten. Nicht ganz braun, nicht ganz grün, aber ausgesprochen hübsch, besonders, wenn Miss Harding lächelte. Er war sich sicher, dass er Spuren von Gold in ihren Augen entdeckt hatte.

Die Witwe hatte recht. Soldaten bekamen hier draußen nicht allzu viele Damen zu Gesicht. Und Damen, die so hübsch waren wie Miss Harding, waren so selten wie Goldklumpen im North Platte

Fluss. Obwohl er kein Interesse – jedenfalls kein *solches* Interesse – an Miss Harding hatte, konnte Ethan nicht bestreiten, dass ihr Anblick ihm gefiel. Allerdings wollte er auf keinen Fall in eine weitere Unterhaltung mit Mrs Dunn verstrickt werden. Also hielt er seine Augen standhaft geschlossen. Die Jahre, in denen er den Gehässigkeiten seines Großvaters ausgewichen war, hatten ihn gelehrt, Gleichgültigkeit vorzutäuschen.

„Ham Sie in Vermont auf ’ner Farm gelebt?“, plapperte Mrs Dunn weiter.

Da Ethan offensichtlich nicht zur Verfügung stand, ließ sie Miss Harding nicht aus den Klauen. Die Arme! Bis die junge Dame mit den faszinierenden Augen Fort Laramie erreicht hätte, würde jedes ihrer Geheimnisse enthüllt worden sein.

„Nein.“

Es war nur ein einziges Wort, aber Ethan hörte den Widerwillen in Miss Hardings Stimme. Es schien, als würde sie die unangenehm neugierigen Fragen genauso wenig mögen wie er. Beim Einsteigen in die Postkutsche war er von Mrs Dunn mit einer wahren Fragenflut bombardiert worden.

„Ich unterrichte an einer Mädchenschule.“

Seine Mundwinkel zuckten, als ihm bewusst wurde, dass sie deshalb so unnahbar geklungen und die kleine Unterrichtsstunde über den Ursprung des Namens Vermont erteilt hatte. Schullehrerinnen, zumindest solche, die Ethan kannte, waren steif und korrekt. Sie mussten es sein.

Er hörte, wie Mrs Dunn tief Luft holte, bevor sie sprach. „Zu meiner Zeit“, sagte sie und ließ dabei keinen Zweifel an ihrer Missbilligung, „blieben Mädchen zu Hause und kümmerten sich um ihre Eltern, bis sie verheiratet waren. Sie nahmen tüchtigen Männern nicht die Arbeit weg.“

Natürlich gab es als Folge des Krieges weniger tüchtige Männer als vorher. Antietam, Gettysburg und die Kämpfe an den anderen Orten hatten Hoffnungen und Leben gleichermaßen zerstört. Ethan fragte sich, ob Miss Harding diese Tatsache erwähnen würde.

Stattdessen sagte sie schlicht: „Es war der Wunsch meiner Eltern, dass ich Lehrerin werde. Glücklicherweise halte ich dies für eine lohnenswerte Tätigkeit.“

Und er hielt den Beruf des Soldaten für eine lohnenswerte Tätigkeit. Jedenfalls meistens. Heute verspürte er nur Enttäuschung. Enttäuschung über die Männer, die ihren Eid und ihre Verpflichtungen missachteten und von der Armee desertierten. Und noch größere Enttäuschung über sich selbst, der er nicht in der Lage war, sie zu finden. Er war in der Hoffnung nach Cheyenne gereist, ein Nest von Deserteuren zu finden, das es dort angeblich geben sollte. Stattdessen war er in eine Sackgasse nach der anderen geraten. Aus diesem Grund reiste er nun einen Tag früher als geplant zum Fort zurück. In Cheyenne zu bleiben, wäre nur Zeitverschwendung gewesen. Und wenn es etwas gab, das Ethan hasste, dann war es, seine Zeit nutzlos zu vergeuden. Wenn er sich den Respekt und die Achtung seines Kommandeurs verdienen wollte, konnte er sich nicht leisten, einen ganzen Tag lang ziellos durch die Straßen einer Stadt zu schlendern.

Während Mrs Dunn mit vielen Worten die Vorteile eines Lebens in Wyoming pries, gab sich Ethan alle Mühe, ihre Stimme zu ignorieren.

„Eins steht fest“, sagte die Witwe, wobei ihre Worte von den Seitenwänden der Postkutsche zurückgeworfen wurden, „das Leben hier ist enorm friedlich.“

Obwohl er sich fest vorgenommen hatte, die Unterhaltung der Damen nicht zu verfolgen, ertappte sich Ethan dabei, wie er auf Miss Hardings Antwort wartete. Als sie kam, war sie kaum mehr als ein Murmeln. „Manch einer könnte es langweilig nennen.“



Es *war* langweilig. Abigail starrte aus dem Fenster und versuchte, beim Anblick der Landschaft, die über endlose Meilen hinweg dieselbe blieb, nicht allzu finster dreinzublicken. Schon vor einer ganzen Weile hatten sie die Ranch wieder verlassen, in der sie Mittagssrast gemacht hatten. Das Essen dort war überraschend schmackhaft gewesen. Unglücklicherweise hatten Abigails Röcke dort die Bekanntschaft mit den Blättern einer Yuccapflanze gemacht. Seitdem hatte sie außer endlosen Hügelketten unter dem weitesten Himmel, der ihr jemals untergekommen war, nichts mehr zu Gesicht bekom-

men. Wie sie schon zu Mrs Dunn gesagt hatte: Der Himmel war wunderschön, aber Abigail brauchte mehr. Sogar eine Wolke hätte geholfen, die Monotonie zu vertreiben. Doch leider war nicht eine einzige am Himmel zu sehen. Es gab nur Sonne und Wind und langweilige, armselige Hügel.

Wie konnte Charlotte das aushalten? Vielleicht konnte sie es nicht. Vielleicht war das der Grund, weshalb ihre Briefe so melancholisch klangen. Obwohl ihre Schwester es leugnete, wusste Abigail, dass irgendetwas nicht stimmte.

Wenn sie nur ein Buch zur Hand hätte! Es würde noch einige Stunden dauern, bis sie Fort Laramie erreichten. Jetzt, wo Mrs Dunn gnädigerweise eingeschlafen war, hätte Abigail ungestört lesen können. Zu dumm, dass all ihre Bücher sicher in ihrem Koffer verstaut waren, was ihr keine andere Möglichkeit ließ, als aus dem Fenster zu starren. Hügel und Gestrüpp. Gestrüpp und Hügel. Mehr nicht. Langweilig.

Abigail war sich nicht sicher, wie lange sie ihre Augen schon in die Ferne gerichtet hatte, als sie die Staubwolke sah. Einen Moment lang fragte sie sich, ob es sich um eine Fata Morgana handelte. Sie hatte gehört, dass Reisende in der Wüste Bilder von Oasen mit lebensspendendem Wasser heraufbeschworen, nur um dann festzustellen, dass die schillernden Wasserstellen nicht mehr als eine optische Täuschung waren. Abigail war nicht auf der Suche nach Wasser, sondern sehnte sich nur nach menschlichen Behausungen. Aber der Staub musste eine Fata Morgana sein, denn Mrs Dunn hatte gesagt, dass es nur wenige Siedler in dieser Gegend gab. Abigail bildete sich einfach nur ein, dass die braune Wolke durch Pferde aufgewirbelt wurde. Dennoch kam der Staub näher. Schließlich erkannte sie, dass die Wolke von zwei Reitern verursacht wurde. Einer von ihnen ritt auf einem dunklen Pferd, der andere auf einem hellen Palomino.

Abigail schluckte schwer. Sie war sich nicht sicher, ob der Schauer, der ihren Rücken hinunterrieselte, von freudiger Erwartung oder von Angst herrührte. „Da kommt jemand.“ Obwohl sie es nicht beabsichtigt hatte, sprach sie die Worte laut aus. Die Antwort kam sofort.

„Wo?“ Leutnant Bowles reagierte schnell und bestätigte dadurch

Abigails Verdacht, dass er nicht geschlafen hatte. In der einen Sekunde hatte er noch mit geschlossenen Augen auf dem Sitz gelehnt, in der anderen starrte er schon aus dem Fenster und beobachtete konzentriert die sich nähernden Reiter. Zuerst wurden seine ausdrucksvollen Lippen schmaler, dann verfinsterte sich auch sein Blick.

„Da ist Ärger im Anmarsch“, sagte er knapp. „Wahrscheinlich Wegelagerer.“

Mit einer einzigen fließenden Bewegung zog er seinen Revolver aus dem Halfter und brachte ihn auf dem Fenstersims in Stellung.

Abigail zuckte zusammen, als ihr Verstand von lang verdrängten Bildern überflutet wurde. *Nein!*, wollte sie ausrufen. *Halt!* Sie biss sich auf die Unterlippe und versuchte, die Erinnerungen zu vertreiben. *Denk an etwas anderes. Irgendetwas.* Sie klammerte sich an den ungewohnten Ausdruck, den der Leutnant verwendet hatte, und fragte: „Wegelagerer?“

„Banditen.“

Abigails Herz begann zu galoppieren. Obwohl sie einige von den Schülern konfiszierte Groschenromane gelesen hatte, war sie davon ausgegangen, dass die Geschichten von Banditen, welche Postkutschen überfielen, Hirngespinnste seien. Jetzt würde sie allem Anschein nach einen Überfall erleben und – wenn die Geschichten doch ein Körnchen Wahrheit enthielten – dann bedeutete das ...

Sie biss sich erneut auf die Lippe und spürte den metallischen Geschmack von Blut. Blut, genauso wie ... Sie konzentrierte sich auf Leutnant Bowles und versuchte die Erinnerungen auf diese Weise zu bannen.

Ohne die Augen von den Reitern zu nehmen, zeigte der Leutnant auf die gegenüberliegende Seite der Kutsche.

„Bleiben Sie zurück“, befahl er, „und sorgen Sie dafür, dass die anderen ruhig bleiben.“ Obwohl Mrs Dunn noch immer so fest schlief, dass sie sogar ihren Pompadour losgelassen hatte, und obwohl Mrs Fitzgerald ein bisschen schnarchte, bezweifelte Abigail nicht, dass die Frauen schreien würden, sobald sie begriffen, was vor sich ging. Sie hatte keine Ahnung, was Mr Fitzgerald tun würde, aber sie wusste, dass jegliche Ablenkung gefährlich werden könnte.

Abigail atmete tief durch und versuchte sich zu beruhigen, dann

warf sie einen weiteren Blick auf die herannahenden Männer. Sie würde auf keinen – auf gar keinen – Fall auf den Revolver des Leutnants schauen.

„Es sind Soldaten.“ Sie flüsterte, weil sie die anderen nicht wecken wollte. Die Uniformen der herannahenden Reiter hatten die gleiche Farbe wie die von Leutnant Bowles. Der einzige Unterschied im Äußeren bestand darin, dass diese Männer Halstücher über ihr Gesicht gezogen hatten.

„Wahrscheinlich Deserteure, die nichts Gutes im Schilde führen.“ Leutnant Bowles lehnte sich aus dem Fenster und rief in Richtung des Kutschers: „Halten Sie nicht an. Auf gar keinen Fall! Was auch passiert, Sie halten erst an, wenn ich es Ihnen sage.“

„Aber Sir ...“ Angst begleitete die Worte des Kutschers.

„Vertrauen Sie mir. Fahren Sie weiter.“

Der Kutscher knallte mit der Peitsche, sodass die Pferde zu rennen begannen, wodurch die Kutsche ins Schwanken geriet. Als ihr der Pompadour vom Schoß fiel, riss Mrs Dunn die Augen auf.

„Was geht hier vor?“, kreischte sie, als ihr Blick auf die Waffe fiel, die der Leutnant gezogen hatte. Der Schrei weckte die Fitzgeralds. Mit schreckgeweiteten Augen klammerte sich Mrs Fitzgerald an ihren Ehemann.

„Seien Sie alle still.“ Abigail schlug den scharfen Ton an, dessen sie sich bei besonders aufsässigen Schülerinnen bediente. „Das sind Banditen.“ Sie schlang ihren Arm um Mrs Dunns Schultern und drückte sie in ihren Sitz. Wenn Leutnant Bowles das Gold retten wollte oder das, was die Gauner ansonsten im Sinn hatten, zu verhindern versuchte, konnte er keine Störungen gebrauchen.

„Nein!“ Mrs Dunn kämpfte gegen Abigail an. Dabei flogen ihre Augen von dem Leutnant zu ihrem Schoß zurück. „Mein Pompadour! Ich brauche meinen Pompadour.“

Die schwere Tasche war auf die andere Seite der Kutsche gerutscht, wo sie neben den Füßen des Leutnants lag. Mr Fitzgerald beugte sich herab, um den Pompadour aufzuheben, doch Abigail schüttelte energisch den Kopf. „Nicht jetzt.“

Aus dem Augenwinkel heraus sah sie, wie die Banditen immer näher kamen. In einigen Sekunden würden sie die Kutsche erreichen. Und dann ... *Lieber Gott, beschütze uns.*

„Riechsalz! Ich brauch mein Riechsalz!“ Mrs Dunns herrischer Tonfall verschlimmerte Mrs Fitzgeralds Gejammer.

Als die Witwe versuchte, sich aus Abigails Umklammerung zu befreien, um zu ihrem Pompadour zu gelangen, zog Abigail aus ihrer eigenen Tasche ein kleines Fläschchen hervor. Mama hatte darauf bestanden, dass eine Dame immer Riechsalz bei sich führen müsse. Sie war der Meinung, dass man jederzeit für einen Notfall gerüstet sein sollte. Aber selbst Mama, die mit einer sehr lebhaften Fantasie gesegnet war, hatte sicher nicht an einen Fall wie diesen gedacht.

„Hier.“ Abigail öffnete die Flasche und hielt sie Mrs Dunn unter die Nase, die vor Empörung schnaubte. Mrs Fitzgerald vergrub ihr Gesicht im Mantel ihres Mannes und schluchzte leise, während Mr Fitzgerald beruhigend auf sie einredete.

Draußen rief der Reiter auf dem Palomino seinem Gefährten etwas zu, woraufhin dieser sein Gewehr hob und auf den Kutscher zielte. Abigail schauderte, während panische Angst durch ihre Adern strömte. *Bitte nicht.* Der Kutscher war ein unschuldiger Mann, der nur seiner Arbeit nachging. Er verdiente es nicht zu sterben. Niemand tat das. Jedenfalls nicht so. Während die Kutsche halbsbrecherisch hin und her schlingerte, hörte Abigail das Geräusch einer knallenden Peitsche und einen verzweifelten Aufschrei. Sie umklammerte Mrs Dunn noch fester. Wenn sie schon nicht in der Lage war, dem Kutscher zu helfen, so konnte sie zumindest ihre Mitreisende vom Fenster und der damit verbundenen Gefahr fernhalten.

„Gib mir Geld“, rief der Bandit. Sein starker Akzent in seinem gebrochenen Englisch verriet, dass seine Muttersprache deutsch war. Der Leutnant murmelte etwas vor sich hin. Sein Ton ließ keinen Zweifel daran, dass es etwas sehr Unschmeichelhaftes war.

„Gib mir Geld. Sofort!“, wiederholte der Mann.

Nun antwortete Leutnant Bowles laut und deutlich, wobei er seinen Blick nicht von den Angreifern abwandte: „Es gibt kein Geld oder sonst irgendetwas.“

„Hör nich auf ihn“, sagte der Mann auf dem Palomino zu seinem Gefährten. „Er is nur einer und wir sind zwei.“

Obwohl auch sein Englisch nicht das beste war, sprach er ohne Akzent.

„Halt, sage ich“, befahl der Deutsche. „Halt oder ich schieße.“ Er untermauerte seine Drohung mit einem Schuss in die Luft. „Das war kleine Warnung“, fuhr er in gebrochenem Englisch fort. „Gleich wird keine Warnung mehr sein.“

Als Mrs Dunn zu sprechen begann, presste Abigail ihr blitzschnell die Hand vor den Mund. Nichts, was sie sagen konnte, nichts, was irgendjemand sonst sagen konnte, würde helfen. Alles hing von Leutnant Bowles ab. *Hilf ihm*. Abigail schickte ein stilles Gebet zum Himmel. Obwohl sie die Anweisungen des Leutnants befolgt und sich so weit wie möglich in die Kutsche zurückgezogen hatte, konnte sie die beiden Angreifer sehr gut sehen. Der mit dem starken Akzent ließ sein Gewehr kurz sinken, bis er es ein weiteres Mal auf den Kutscher richtete. Er kam jetzt näher, sodass Abigail sein Gesicht erkennen konnte. Dieser Anblick drehte ihr den Magen um.

„Halt!“, brüllte der Bandit. „Ich will Geld.“ In seiner Stimme lag so viel Hass, dass Abigail wusste, dass er vor einem Mord nicht zurückschrecken würde.

„Hilfe!“ Die Stimme des Kutschers war panisch. „Helfen Sie mir.“

Es gab nur einen möglichen Ausweg. Abigail wusste das, auch als sich alles in ihr gegen diesen Gedanken sträubte. Wenn Leutnant Bowles jetzt nicht handelte, würde der Kutscher sterben. Es gab nur zwei Möglichkeiten: zu töten oder dabei zuzusehen, wie ein Unschuldiger – vielleicht mehr als einer – umgebracht wurde.

Als der Leutnant auf den Abzug drückte, füllte das ohrenbetäubende Geräusch des Revolvers die Kutsche. „Oh nein!“ Mrs Fitzgerald sank ohnmächtig zusammen.

„Halt!“, kreischte Mrs Dunn, während sie versuchte, Abigails Griff zu entkommen. „Der Herr sagt: ‚Du sollst nicht töten!‘“

Aber der Leutnant hatte niemanden getötet, erkannte Abigail fast ein wenig ungläubig. Irgendwie, auch wenn es ihr fast unmöglich erschien, hatte er den Banditen nur so sehr verwundet, dass dieser sein Gewehr fallen gelassen hatte und jetzt seine Hand umklammerte.

„Lass uns abhauen.“ Der andere Bandit zügelte sein Pferd, drehte um und jagte davon. Dabei blickte er nicht einmal zurück, um festzustellen, ob sein verwundeter Gefährte hinter ihm war. Der Deutsche, der sich vor Schmerzen krümmte, folgte ihm langsamer.

Die Gefahr war vorbei. Der Herr hatte ihre Gebete beantwortet.

Niemand war getötet worden. Nicht heute. Abigail spürte, wie die Anspannung von ihr abfiel. Sie fühlte sich plötzlich so kraftlos wie ein welker Stängel Sellerie. Während Mr Fitzgerald Abigails Riechsalz unter die Nase seiner Frau hielt, lockerte Abigail ihren Griff um Mrs Dunn und wandte sich dem Leutnant zu. Dieser musterte gerade prüfend die anderen Passagiere.

„Danke“, sagte sie sanft. „Ich weiß nicht, was wir ohne Sie getan hätten.“

„Ich tue nur meine Arbeit, Miss.“ Seine Stimme war so ruhig, als vereitele er jeden Tag Raubüberfälle. Vielleicht tat er das auch. Der Leutnant lehnte sich erneut aus dem Fenster und wandte sich an den Kutscher. „Sie können jetzt anhalten. Ich bezweifle, dass die Banditen zurückkommen werden, aber ich werde neben Ihnen sitzen, nur für den Fall der Fälle.“

„Was ist mit uns?“, fragte Mrs Dunn. Sie hatte ihren Pompadour wiederbekommen und umklammerte ihn, als enthielte er ihre wertvollsten Besitztümer, nicht nur ein Taschentuch und eine Flasche Riechsalz. „Ich denke, wir brauchen ebenfalls Schutz.“

Obwohl es um die Mundwinkel des Leutnants verdächtig zuckte, war seine Stimme ernst, als er versicherte: „Sie sind in Sicherheit, Ma’am, aber Sie fühlen sich vielleicht besser, wenn Sie die Verdunkelung herunterziehen und sich in die Mitte der Kutsche setzen.“

Jetzt, wo die Gefahr vorüber war, konnte Abigail nicht mehr verhindern, dass sie am ganzen Körper zitterte. Dieses Land war schlimmer, viel schlimmer, als sie geglaubt hatte. Staub und Wind und unbarmherzige Hitze waren nichts im Vergleich zu mordenden Gesetzlosen. Wer wusste schon, was passiert wäre, wenn es den Leutnant nicht gegeben hätte?

Sie blickte aus dem Fenster auf die trostlose Landschaft. Jetzt suchte sie nicht mehr nach Anzeichen für menschliches Leben. Eine karge Umgebung, sogar Yuccas, waren die bessere Alternative.

Als ihr Blick den von Leutnant Bowles kreuzte, sagte Abigail mit fester Stimme: „Wyoming ist kein Ort, an dem man leben kann.“

Was sie bereits geahnt hatte, wusste sie nun mit Sicherheit: Leutnant Bowles versuchte, sein Schmunzeln zu unterdrücken.

„Damit könnten Sie recht haben.“ Er lächelte, als er hinzufügte: „Aber Sie müssen zugeben, dass es nicht langweilig ist.“

## Kapitel 2

Fort Laramie war nicht so trostlos, wie Abigail erwartet hatte. Eigentlich war es sogar überraschend zivilisiert. Da es nicht von Palisaden umgeben war und es keine Tore gab, ähnelte es eher einem Dorf als einer Militäreinrichtung. Wären die Männer in Uniform nicht gewesen, die um den zentralen Platz marschierten, dann hätte Abigail vielleicht geglaubt, es handele sich um eine ganz gewöhnliche Stadt. Aber nichts in Wyoming war gewöhnlich.

Als die Banditen das Weite gesucht hatten, war der Leutnant auf den Kutschbock geklettert, um neben dem Kutscher Platz zu nehmen. Abigail war mit der auffallend stillen Mrs Dunn und den offensichtlich erschütterten Fitzgeralds im Inneren der Kutsche zurückgeblieben. Das Ehepaar klammerte sich aneinander, während Mrs Dunn am anderen Ende der Rückbank kauerte, die Kordeln ihres Pompadours verknötete und etwas murmelte, das wie „alles falsch“ klang. Obwohl Abigail vermutete, dass die Witwe damit den gescheiterten Überfall meinte, hätte man die Worte auch auf Abigails eigene Reise beziehen können. Was daheim in Vermont noch nach einer guten Idee ausgesehen hatte, schien jetzt vollkommen falsch zu sein. Vielleicht hatte sie sich geirrt. Vielleicht brauchte Charlotte sie gar nicht. Vielleicht hatte Gott gar nicht gewollt, dass sie nach Wyoming reiste.

Abigail wischte ihre Zweifel zur Seite und sah sich um, während sie versuchte, mit Leutnant Bowles Schritt zu halten. Nachdem er dafür gesorgt hatte, dass ein anderer Offizier die Postkutsche bis nach Deadwood begleitete, hatte er darauf bestanden, Abigail zum Haus ihrer Schwester zu begleiten. Zudem hatte er ihr versprochen, dass ihr Koffer später dorthin nachgeliefert werden würde.

„Hier sind Sie in Sicherheit“, beruhigte er sie.

Obwohl Abigail davon überzeugt war, dass sie sich erst wieder sicher fühlen würde, wenn sie nach Vermont zurückgekehrt wäre, war sie erleichtert, dass Charlottes Haus nicht in der kahlen, baumlosen Prärie stand, die sie gerade durchquert hatte. Obwohl nie-

mand in Fort Laramie den Ausdruck „Wald“ benutzen würde, gab es ein paar Bäume. Eine Ansammlung von Pappeln wuchs neben dem Fluss, andere Bäume säumten drei Seiten des zentralen Platzes, von dem ihr der Leutnant berichtet hatte, dass es sich um den Paradeplatz handelte; wiederum andere schmückten die Vorgärten von Häusern, deren Veranden und Giebel sie unerwartet attraktiv machten. Ganz zu schweigen von den gepflegten Palisaden. Und obwohl der Paradeplatz eindeutig für militärische Übungen gedacht war, hatte man in den Ecken etwas eingebaut, bei dem es sich, wie der Leutnant erklärt hatte, um Vogelbäder handelte. Die flachen, mit Zement ausgekleideten Bassins von gut einem Meter Durchmesser waren mit Ziegelsteinen eingefasst und dienten – der Zahl der Vögel nach zu urteilen, die daraus tranken – einem wichtigen Zweck.

Wer hätte gedacht, dass ein Fort der Armee so einladend wirken konnte? Weiß getünchte Gebäude, Bürgersteige, Straßenbeleuchtung, ja sogar gepflegter Rasen. Das war mehr, als Abigail für möglich gehalten hätte.

Sie schnappte nach Luft. Leutnant Bowles – *nein, Ethan*, korrigierte sie sich. Er hatte darauf bestanden, dass sie ihn Ethan nannte, und sie hatte ihm ebenfalls erlaubt, ihren Vornamen zu benutzen. Ethan legte ein ordentliches Tempo vor. Vielleicht hatte er vergessen, dass sie sich erst noch an das andere Klima gewöhnen musste. In der gleißenden Sonne, bei dem trockenen Wind und in der ungewohnten Höhe war es Abigail unmöglich, sich in ihrer normalen Geschwindigkeit fortzubewegen, ohne zu keuchen oder, noch schlimmer, sich einer Ohnmacht nahe zu fühlen. Im Gegensatz zu Mrs Dunn und Mrs Fitzgerald wurde Abigail niemals ohnmächtig.

„Jeffrey hat nicht erwähnt, dass er und Charlotte Besuch erwarten“, sagte Ethan, als sie um die Ecke bogen. Seine Augenbrauen waren überrascht in die Höhe geschneilt, als sie ihm den Ehenamen ihrer Schwester genannt hatte. Neidisch bemerkte Abigail, dass seine Stimme nicht die geringste Spur der Atemnot enthielt, die sie plagte.

Er stampfte mit dem Fuß auf den hölzernen Gehweg und verjagte dadurch das kleine Rudel Hunde, das ihnen mittlerweile folgte. Das war ein weiterer Unterschied zu Vermont. Während Abigail zu

Hause gelegentlich den einen oder anderen Hund hatte frei herumlaufen sehen, war sie noch nie einem ganzen Rudel offensichtlich wilder Hunde begegnet. Aber der Leutnant wollte nicht über die Zahl der Hunde, die im Fort lebten, sprechen. Er hatte nach Jeffrey und Charlotte gefragt.

„Sie wussten nicht, dass ich komme“, gestand Abigail. „Charlotte hätte vielleicht versucht, mich davon abzuhalten, wenn ich es ihr erzählt hätte.“

Und Abigail hatte auf den Rat, zu Hause zu bleiben, lieber verzichten wollen. Sie liebte Charlotte sehr, doch ihre übergroße Vorsicht konnte manchmal etwas einengend sein. Sobald Charlotte von den Möchtegern-Banditen hörte, würde sie Abigail zweifelsohne erklären, dass sie unvernünftig gehandelt hatte. Aber was sollte sie als Schwester sonst tun, wenn ihre Fragen unbeantwortet blieben und sich ihre Sorgen mit jedem Brief vergrößerten?

Zielsicher steuerte Ethan mit energischen Schritten auf Charlottes neues Zuhause zu. Es befand sich, so hatte er erklärt, am anderen Ende des Paradeplatzes, der südöstlichen Ecke. Die Offiziersunterkünfte und öffentlichen Gebäude wie das Lagerhaus säumten die südliche und westliche Seite des Paradeplatzes. An den anderen Seiten standen zahlreiche Kasernen.

„Also sind Sie einfach in den Zug gestiegen und haben den ganzen Weg aus Vermont zurückgelegt, wobei Sie beinahe ausgeraubt und möglicherweise sogar entführt worden wären? Sind Sie immer so impulsiv?“

Impulsiv? Vielleicht. Papa hatte behauptet, Abigail gehorche ihrem Herzen und vernachlässige ihren Kopf, aber das wollte sie diesem Mann gegenüber nicht zugeben. Vielleicht war diese Einschätzung früher einmal zutreffend gewesen. Aber eine Lehrerin musste selbstbeherrscht und mit gutem Beispiel vorangehen. Deshalb hatte sie sich jahrelang darin geübt, erst einmal nachzudenken, bevor sie handelte.

„Ich ziehe es vor, in mir die vernünftige Schwester zu sehen.“ Das war der Begriff, den Woodrow benutzte, und er behauptete, dass es sich dabei um eine ihrer herausragendsten Charaktereigenschaften handelte. Woodrow hatte sie nie beschuldigt, impulsiv zu sein.

Der groß gewachsene Leutnant, der so anders war als Woodrow,

grinste. „Und dann kam die vernünftige Schwester plötzlich auf die Idee, ins langweilige Wyoming zu reisen.“

Obwohl Ethan dies wie eine Feststellung formulierte, spürte Abigail, dass er nach einer Erklärung suchte. Doch sie wich aus, indem sie fragte: „Haben Sie Geschwister, Ethan?“

Als Ethan verneinte, nickte Abigail nachdenklich. „Dann verstehen Sie vielleicht nicht, wie sehr ich meine Schwester vermisse. Das letzte Mal hab ich sie bei ihrer Hochzeit vor mehr als einem Jahr gesehen.“

Abigail hielt es nicht für nötig, ihm zu gestehen, dass seit dem Tod ihrer Eltern nur noch ihre Schwestern von ihrer Familie übrig geblieben waren.

Ethan verscheuchte eine weitere Gruppe von Hunden. „Jeffrey erwähnte, dass sie erst kurz vor ihrer Ankunft geheiratet hätten. Seine Kompanie wurde ein paar Monate vor meiner hierher verlegt.“

Abigail sah sich um. Obwohl das Fort einladender war, als sie sich das vorgestellt hatte, konnte es längst nicht mit Vermonts idyllischer Lage mithalten. Die umliegenden Hügel waren längst nicht so grün wie zu Hause. Den Bäumen fehlte die Vielfalt, die Wesley und die anderen kleinen Städte auszeichnete, in denen Abigail und ihre Schwestern gelebt hatten. Und obwohl man nicht leugnen konnte, dass ein besonderer Charme von den Mansardendachhäusern ausging, bezweifelte Abigail, dass sie so luxuriös waren, wie Charlotte es sich immer erträumt hatte.

„Ich kann mir hier keine romantische Hochzeitsreise vorstellen.“

Der Leutnant verlangsamte seine Schritte ein bisschen und sah auf Abigail herab, wobei seine blauen Augen funkelten und er sein Schmunzeln nicht unterdrücken konnte. „Ob Sie es nun glauben oder nicht, Abigail – einige von uns finden Wyoming tatsächlich schön.“ Er deutete in die Ferne. „Man kann so weit sehen, wie das Auge reicht. Hier draußen wird man nicht von Bäumen eingeschlossen.“

„Das mag stimmen, aber wer möchte meilenweit Grasland sehen? Es ist ...“

„... langweilig.“ Genau wie in der Postkutsche zuckten seine Mundwinkel, als versuchte er, ein Lächeln zurückzuhalten. „Sie irren sich. Die Prärien sind nicht langweilig. Wenn Sie genauer

hinsehen, werden Sie eine größere Vielfalt entdecken, als Sie sich vorstellen können.“

„Das muss ich Ihnen unbesehen glauben.“ Egal, wie sehr Ethan Bowles auch schwärmte, hatte Abigail nicht die Absicht, lang genug hierzubleiben, um die Umgebung erkunden zu können. Sobald sie sich davon überzeugt hatte, dass es Charlotte gut ging, würde sie in den Osten zurückkehren. Vermont – und noch viel wichtiger, Woodrow – wartete auf sie.

„Wir sind fast da.“ Sie waren eine Straße mit schönen Häusern entlanggegangen. Ethan erklärte, dass sich hierin die Offiziersquartiere befanden. Jetzt näherten sie sich der nächsten Ecke des Paradeplatzes. Direkt hinter der Biegung lag ein großes Gebäude, das sich noch im Bau befand. Der Wind trug das Schlagen der Hammer und die Rufe der Arbeiter zu ihnen herüber.

„Das neue Verwaltungsgebäude“, erklärte Ethan, als Abigail in die entsprechende Richtung blickte. „Wenn es fertig ist, werden neben der Schule und der Bibliothek die Büros des Kommandeurs und des Adjutanten darin untergebracht sein.“

Als die Schule erwähnt wurde, horchte Abigail auf. In Anbetracht der Tatsache, dass sie nicht lange – allerhöchstens zwei Wochen – hier sein würde, war es eigentlich unsinnig, sich darüber Gedanken zu machen. Trotzdem starrte sie auf die Wände, die allmählich Gestalt annahmen, und fragte sich, wie der Klassenraum wohl aussehen würde.

„Hier ist es.“ Leutnant Bowles blieb vor einem Tor stehen, das zu einem großen Haus führte, das von einer lang gestreckten Veranda umgeben war. Es führte nur eine Treppe zur vorderen Veranda, doch war diese durch eine Wand abgeteilt. Eine Tür auf jeder Seite ließ erahnen, dass das Gebäude aus zwei Wohnungen bestand.

„Ihre Schwester wohnt auf der linken Seite“, sagte Ethan. Dann salutierte er kurz, indem er mit der Hand seine Mütze berührte, und fügte hinzu: „Ich verabschiede mich jetzt.“

Abigail schluckte. Es gab keinen Grund, besorgt zu sein, oder? Und doch war sie es. Vielleicht waren es die Nachwirkungen des gescheiterten Überfalls, vielleicht auch ihre Sorge um Charlotte – jedenfalls erschien ihr das, was sie für eine gute Idee gehalten hatte, jetzt ... als impulsiv. Sie reichte Ethan die Hand zum Abschied.

„Ich danke Ihnen nochmals für das, was Sie in der Postkutsche getan haben.“

Er nahm ihre Hand und schüttelte abwehrend den Kopf. „Es wäre schön, wenn Sie den Vorfall Ihrer Schwester gegenüber nicht erwähnen würden. Neuigkeiten verbreiten sich hier sehr schnell. Ich würde meinem Kommandanten gern selbst davon berichten.“

Abigail lächelte. Wenn Klatsch an der Tagesordnung war, schien Fort Laramie sich kaum von einer typischen Kleinstadt zu unterscheiden. „Natürlich.“

Sie konnte nicht länger zögern und legte ihre Hand an das Tor. „Auf Wiedersehen, Leutnant ... äh ... Ethan.“

Während seine energischen Schritte verhallten, stieg Abigail die drei Stufen hinauf und klopfte kräftig an die linke Tür. Gleich würde sie wissen, ob es ein Fehler gewesen war, nach Wyoming zu kommen. Bei dem Gedanken, Charlotte wiederzusehen, klopfte ihr das Herz bis zum Hals. Wie sie ihre Schwester vermisst hatte! Innerhalb von zwei Monaten waren sowohl Charlotte als auch Elizabeth weggezogen, sodass Abigail allein in Vermont zurückgeblieben war. Aber jetzt war sie hier und sie und Charlotte würden zusammen sein, wenn auch nur für kurze Zeit.

Doch offenbar war Charlotte nicht zu Hause. Abigail wollte gerade ein letztes Mal an die Tür klopfen, als sie plötzlich doch aufsprang. Einen Moment lang zögerte Abigail, bevor sie die Tür energisch aufschob, eintrat und die Tür wieder hinter sich schloss.

„Charlotte!“ Die Frau, die vor ihr stand, sah einerseits aus wie ihre Schwester, andererseits auch wieder nicht. Obwohl es bereits später Nachmittag war, trug Abigails sonst so elegante Schwester einen weiten Morgenrock und Hausschuhe. Ihr dunkelbraunes Haar war unfrisiert, als ob sie gerade erst aus dem Bett gestiegen wäre. Noch beunruhigender waren allerdings Charlottes Blässe und die Tatsache, dass ihr Gesicht schmaler war, als Abigail es jemals gesehen hatte.

Sie war jedoch nicht minder schockiert als Charlotte selbst. Ihre Schwester presste ihre Hand auf ihr Herz und wurde noch eine Spur blasser. „Abigail!“ Das Wort war kaum mehr als ein Flüstern. „Was in aller Welt machst du hier?“ Sie sah sich um. „Ist Woodrow bei dir?“

Das war zwar nicht die stürmische Begrüßung, die Abigail sich erhofft hatte, aber seitdem sie in Wyoming angekommen war, war nichts so gewesen, wie sie es erwartet hatte.

Warum nahm Charlotte an, dass Woodrow sie begleitet haben könnte? „Ich bin gekommen, weil ich dich vermisst habe, Charlotte.“ *Und weil ich mir Sorgen gemacht habe.* Obwohl sie die Worte nicht laut aussprach, wusste Abigail, dass ihre Sorgen begründet waren. Irgendetwas lief hier gründlich schief. Sie trat einen Schritt näher, nahm ihre Schwester in den Arm und versuchte nicht zusammenzuzucken, als sie spürte, dass Charlottes Körper fast nur noch aus Haut und Knochen bestand.

Charlotte wich ein Stück zurück und sah Abigail an, mehr noch, sie studierte ihr Gesicht, so als wollte sie sich vergewissern, dass die Frau, die sie umarmte, keine Illusion war.

„Oh, Abigail, ich hab dich so vermisst, aber ich hätte es nie für möglich gehalten, dass du ohne Woodrow unterwegs sein könntest. Als ich dich hier hab stehen sehen, dachte ich, ihr wärt vielleicht durchgebrannt, um zu heiraten und dann den Sommer auf Reisen zu verbringen.“

Abigail schüttelte angesichts dieser Vorstellung den Kopf. Ethan Bowles mochte sie vielleicht für impulsiv halten, aber das war ein Adjektiv, das niemand auf Woodrow anwenden würde. Woodrows Verhalten war stets vorhersehbar und gründlich durchdacht. Er war ein Mann, der sein Leben so sorgfältig durchplante wie seine Unterrichtsstunden. „Woodrow findet, dass wir noch ein Jahr warten sollten, bevor wir heiraten, aber ich konnte es nicht so lange ohne dich aushalten.“

„Ich bin so froh, dass du gekommen bist.“ Die Farbe kehrte in Charlottes Gesicht zurück. „Was mach ich hier nur? Ich kann dich doch nicht im Flur stehen lassen!“ Sie deutete auf die erste von zwei Türen, die von diesem Teil des engen Flures abgingen. „Lass uns ins Wohnzimmer gehen.“

Mit seinem dunklen, auf Hochglanz polierten Holzfußboden ließ der Flur das Haus länger wirken. Am anderen Ende befand sich eine zweite Tür, die man schließen konnte, damit sie die Blicke etwaiger Besucher von den weniger förmlichen Räumen fernhielt. Diese Tür war jetzt offen. Abigail erkannte zwei weitere Räume auf

der linken Seite des Hauses sowie eine Treppe, die vom Hintereingang in die zweite Etage führte.

Das Wohnzimmer war eine Überraschung, dieses Mal eine angenehme. Mit zwei Fenstern an der Vorderseite und strahlend weißen Wänden wirkte es hell und luftig. Gleichzeitig war es mit so eleganten Möbeln ausgestattet, die auch in eines der schönsten Häuser von Vermont gepasst hätten. Es war sogar ein Klavier dabei.

„Erzähl mir von deiner Reise“, bat Charlotte, kaum dass sie und Abigail Platz genommen hatten. Charlotte hatte Abigail die Couch zugewiesen und sich selbst auf den gegenüberliegenden Stuhl gesetzt. Dabei verschlang sie ihre Schwester mit ihren Blicken, als fürchtete sie, dass sie sich in Luft auflösen könnte. „Wie lange kannst du bleiben?“

Ohne die Antwort abzuwarten, schüttelte Charlotte erneut ihren Kopf, wodurch sie ihr ungekämmtes Haar in Bewegung versetzte. „Warte, ich hole dir erst einen Tee.“ Verlegen sagte sie: „Ich habe die Lektionen wirklich nicht verlernt, die Mama uns über Gastfreundschaft erteilt hat. Ich bin nur so überrascht, dich hier zu sehen. Es ist so weit von Vermont nach Fort Laramie.“

Abigail lächelte. Trotz ihrer kränklichen Gesichtsfarbe und dem erschreckenden Gewichtsverlust war das die Schwester, an die sie sich erinnerte. Charlottes Verstand arbeitete so schnell, dass es manchmal schwierig war, mit ihr Schritt zu halten. Unterhaltungen konnten anstrengend sein, einfach nur, weil sie das Thema so oft wechselte.

„Tee wäre wundervoll. Die Luft ist so trocken, dass sich meine Kehle die meiste Zeit wie ausgetrocknet anfühlt.“

„Du musst vorsichtig sein. Die Sonne hat hier mehr Kraft. Bei dieser Höhenlage musst du deine Haut schützen.“ Das war ganz die alte Charlotte, die schon immer ihre Aufgabe als Älteste darin gesehen hatte, ihren jüngeren Schwestern Ratschläge zu erteilen. Aber vielleicht steckte auch mehr hinter dieser Warnung als bloße schwesterliche Besorgnis. Vielleicht war es eine Erklärung, warum Charlotte so blass war. Vielleicht hatte sie Angst, ihre Haut dem Sonnenlicht auszusetzen. Doch das vermochte nicht zu erklären, warum ihre Augen ihren Glanz verloren hatten und warum sie so dünn war. Wahrscheinlicher war es, auch wenn Abigail diesen Ge-

danken lieber verdrängt hätte, dass Charlottes Lungenkrankheit, die sie als Kind gehabt hatte, zurückgekehrt war.

„Lass mich dir helfen.“ Abigail folgte ihrer Schwester in die Küche. Wie das Wohnzimmer war auch dieser Raum mit teuren Möbeln ausgestattet.

Charlotte schüttelte den Kopf. „Unsinn. Mrs Channing – sie ist die Frau, die für uns kocht und sauber macht – wird in Kürze zurück sein. Sie ist nur zum Proviantmeister gegangen, um Rindfleisch zu kaufen. In der Zwischenzeit werde ich wohl Wasser für eine Kanne Tee kochen können.“

Trotz dieser energischen Worte bemerkte Abigail, dass Charlottes Hände zitterten, als sie den schweren, eisernen Teekessel anhub, um ihn auf den Herd zu stellen. Im nächsten Moment sank sie müde auf die lange Sitzbank, als hätte die Anstrengung sie völlig erschöpft.

„Geht es dir gut?“ Die Worte rutschten heraus, noch bevor Abigail begriff, was sie da sagte.

„Natürlich geht es mir gut.“ Charlotte sah an ihrer legeren Kleidung herunter und runzelte die Stirn. „Ich war heute Nachmittag ein wenig müde und hatte mich hingelegt.“ Sie hob die Augenbrauen, was ihr einen autoritären Gesichtsausdruck verlieh, den Abigail nur zu gut aus ihrer Kindheit kannte. „Du erinnerst dich doch daran, dass sich Mama des Öfteren hingelegt hat, oder?“ Als Abigail nickte, fügte Charlotte hinzu: „Bei mir ist alles in bester Ordnung.“

Obwohl Abigail ihrer Schwester nicht glaubte, wusste sie, dass Charlotte nur noch unnachgiebiger werden würde, wenn sie weiter nachfragen würde. Von der Lungenentzündung in ihrer Kindheit war bei Charlotte mehr als nur anhaltende Schwäche zurückgeblieben. Seitdem reagierte sie stets überempfindlich, wenn man sich nach ihrem Gesundheitszustand erkundigte.

Während sie darauf warteten, dass das Wasser kochte, beugte sich Charlotte vor. „Erzähl mir, was Elizabeth gesagt hat, als sie erfahren hat, dass du hierherkommen würdest. Ich dachte, du wolltest sie in diesem Sommer besuchen.“

„Das wollte ich auch, aber ich habe meine Meinung geändert. Elizabeth ist so mit ihrem Studium beschäftigt, dass Weihnachten der bessere Zeitpunkt für einen Besuch ist.“ Abigail wusste, dass

sie gerade nach Ausreden suchte. Der wahre Grund für die Änderung ihrer Pläne war das Gefühl gewesen, dass Charlotte sie mehr brauchte als ihre jüngere Schwester, deren Medizinstudium sie von morgens bis abends und manchmal sogar nachts in Beschlag nahm. Obwohl Abigail beide Schwestern furchtbar vermisste, war es Charlotte, um die sie besorgt war.

Als Charlotte aufstand, um den Tee aufzugießen, huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. „Oh, Abigail, du bist so impulsiv.“

Da war es wieder, dieses Wort. „Das hat Ethan auch gesagt.“

„Ethan? Welcher Ethan?“

Obwohl es keinen Grund dafür gab, spürte Abigail, wie sie errötete. „Leutnant Bowles“, sagte sie so ruhig, wie sie konnte. „Er war einer der Passagiere in der Postkutsche aus Cheyenne.“

„Ach so, dieser Ethan.“ Charlotte nickte. „Jeffrey sagt, er sei ein guter Mann. Er hat ebenfalls in West Point seine militärische Ausbildung absolviert, wusstest du das?“

Wieder einmal hatte Charlotte das Gesprächsthema geschickt von den Fragen nach ihrer Gesundheit abgelenkt. Abigail wusste, dass es vergeblich wäre, weitere Fragen zu stellen. Sie nahm das Tablett mit dem Tee und trug es ins Wohnzimmer.

„Euer Haus ist toll“, sagte sie, als sie erneut Platz genommen hatten. „Ich bin überrascht, dass ihr ein Klavier habt.“ Und nicht nur ein gewöhnliches Klavier, sondern ein Steinway. Das war schon etwas anderes als das ramponierte Instrument, das ihre Eltern von einem Pfarrhaus mit ins nächste genommen hatten und dessen Gehäuse bei jedem Umzug ein bisschen mehr verkratzt worden war.

Charlotte rührte Zucker in ihre Teetasse, bevor sie antwortete. „Jeffrey besteht darauf, von allem nur das Beste zu kaufen. Er ist sehr gut zu mir.“

Bestimmt war es Abigails Müdigkeit nach der langen Reise geschuldet, dass es ihr so vorkam, als würde ihre Schwester etwas wie auswendig gelernt dahersagen, das sie schon mehrfach so vorgetragen hatte.

„Dann bist du hier glücklich.“ Es klang eher wie eine Feststellung als wie eine Frage.

„Natürlich. Wer wäre das nicht?“

Auch jetzt klangen Charlottes Worte hohl.